



# Missionen der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Rebattonen und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbirten von Brinn, Brünn, Graz, Leitmeritz, Pils, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Seft 3

März 1935

XXXVIII. Jahrgang

### Lebenszellen der Weltmission.

Immer wieder soll sich die Aufmerksamkeit der Katholiken jenen Bildungsstätten zuwenden, aus denen die überwiegende Mehrheit der Missionäre hervorgeht. Die Missionsseminare sind die Lebenszellen der kirchlichen Weltmission. Gelegentlich der Weihe des ersten japanischen Bischofs hat Papst Pius XI. das schöne Wort gesprochen: „Die Missionsinstitute sind die Goldminen, aus denen sich der Papst seine Schätze holt: die Missionäre, die den Sieg der Erlösung und die Ankunft des Gottkönigs verkünden.“ Christi Auftrag, allen Völkern das Evangelium zu übermitteln, kann nur insoweit ausgeführt werden, als Glaubensboten zur Verfügung stehen. Darum erblickt die Kirche in den Missionsseminarien lebenswichtigste Organe ihres Weltapostolats. Ohne die zahlreichen Pflanz- und Pflegestätten der Missionsberufe wäre an eine planmäßige Ausbreitung des Gottesreiches kaum zu denken. Wem also daran gelegen ist, daß das Licht des wahren Glaubens die Nacht des Heidentums verscheuche, daß das Reich der Gnade über das Reich der Sünde triumphiere, daß die Heidenvölker in die Kirche eintreten und nicht dem modernen Unglauben anheimfallen: der darf nicht bloß an die Missionäre denken, die augenblicklich das Kreuzesbanner in ihren Händen tragen, son-

dern muß sein Interesse auch jenen Anstalten und Heimen schenken, in denen der missionarische Nachwuchs herangezogen wird.

Hestiger als je tobt heute auf allen Missionsfronten der Kampf um das Gottesreich, um die Eroberung der Heidenwelt für Christus und die Kirche. Nicht zuletzt ist es der dunkle Erdteil Afrika, in dem Entscheidungen von unabsehbarer Tragweite sich vorbereiten. In wenigen Jahrzehnten wird das alte Heidentum verschwunden sein. Katholizismus, Protestantismus und Islam ringen um die Seele Afrikas. Die Bevölkerungsziffer des schwarzen Kontinents berechnet man gegenwärtig auf 140 Millionen. Hieron sind etwa 60 Millionen dem Islam hörig, dem Erb- und Erzfeind des Kreuzes. Jeder mohammedanische Händler ist ebenso sehr ein Verbreiter des Islam wie ein Bestreiter des Christentums. Die arabische Universtität in Kairo bildet ständig viele Tausende von Sendboten aus, die mit allen nur erdenklichen Mitteln die Eingeborenen für die Lehre des Propheten zu gewinnen trachten. Auch die Stoßkraft des in viele Sekten gespaltenen Protestantismus darf nicht unterschätzt werden. In weiten Gebieten, namentlich Südafrikas, hat er eine starke Vormachtstellung inne. Erfreulicherweise wächst aber die Katholikenzahl sehr rasch im Herzen des

Kontinents, so daß eine neuere Statistik für Gesamtasien einschließlich der Inseln fast 8 Millionen katholisch Getaufte verzeichnen kann. Doch wie riesengroß ist das Erntefeld und wie verhältnismäßig gering noch die Ziffer der Missionäre. Wenn auch der schwarze Merus in den nächsten Jahren zahlenmäßig sich verdoppeln wird, so wäre dennoch ein Versagen der heimatlichen Missionsinstitute, gerade in der Gegenwart, ein unermesslicher Schaden. Im vollen Bewußtsein des Ernstes der Stunde rufen daher die

verantwortlichen Leiter des Missionswerkes nach neuen Kräften, nach Missionären, die bereit sind, ihre ganze Person der ersten und wesentlichsten Aufgabe der Kirche zu weihen. Wenn also, katholische Eltern, einer eurer Söhne sich zum Apostolat berufen glaubt, so widersezt euch nicht, erfüllt sein Verlangen, sendet ihn in ein Missionsseminar! Gottes Vorsehung wird die Opfer, die ihr bringen müßt, hundertfach zu lohnen wissen.

## Belohnte Ausdauer.

Von D. Strehlen.

„Alles kannst du von mir fordern, nur das eine nicht!“ hatte sich der ältere Bruder, der an dem kleinen Eduard zugleich Vaterstelle vertreten mußte, wieder einmal in Wut geredet. „Lieber sähe ich dich als lächerlichen Bajazzo und Seiltänzer als im schwarzen Rock!“

Der Zehnjährige, der für sein Alter ziemlich klug ausah, sah traurig zu Boden.

„Wenn ich doch zu nichts anderem Freude habe, Karl.“

Er sagte es so leise, als fürchte er einen neuen Zornesausbruch seines Bruders. Aber der hatte doch gehört.

„Mich hat auch niemand um meine Freude gefragt“, gab der junge Bankbeamte trocken zurück. „Damals, als Vater beim Freskenausbessern in der Kirche vom Gerüst stürzte und du noch in den Windeln lagst, wollte ich durchaus an die Akademie gehen und Maler werden, aber da hieß es, heraus aus dem Studium, rasch einen Bankkurs machen und zum Verdienen kommen. . .“

Eduard hob den Kopf. Er hörte das heute zum erstenmal.

„Da hast du also mir zuliebe ein so großes Opfer gebracht!“ Und er umschlang den düster vor sich hinblickenden Bruder und küßte ihn, wie er es selten noch getan hatte. „Vielleicht wärst du noch ein größerer Künstler geworden als unser Vater“, setzte er schmeichelnd hinzu.

Aber der andere wehrte ab. „Ich bin ja so froh, daß endlich der Tag gekommen ist,

an dem du einsehen lernst, daß kein Mensch nach Laune wollen darf, sondern sich fügen muß“, war die bittere Antwort.

„Wenn ich aber den Priesterberuf in mir fühle, wenn ich es als Sünde empfinde, irgend etwas anderes zu beginnen!“ meinte da der Knabe wieder, der seine Sendung doch unmöglich mit irgendeinem anderen Beruf vergleichen konnte; aber da gewahrte er von neuem Karls eifrige Miene und dessen kalten Blick.

„Dann ziehe ich meine Hand zurück, dann seht selbst, wie ihr ohne mich fertig werdet! Ich hätte gern noch acht bis zehn Jahre für dich gesorgt, aber bei diesem Widerstand. . . nein!“

Er erhob sich in maßloser Erregung und verließ das Zimmer. Eduards Beschwichtigungsversuche prallten ergebnislos ab, dafür kam nun die Mutter herein und überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen seines Starrsinnes. Offenbar bekannte sie sich zu Karl, der seit seiner Anstellung für sie und Eduard gesorgt hatte und den sie ernstlich zu verlieren fürchtete.

„Warum nur sein Sträuben gegen den geistlichen Stand?“ erkundigte sich Eduard, als sich der erste Sturm gelegt hatte.

„Es betrifft nicht den Priesterberuf allein“, erklärte die Mutter, „er würde gegen alles weitem, das mit akademischer Bildung zusammenhängt. Er würde es einfach nicht vertragen, daß du mehr studieren dürftest als er.“

„Wenn es das ist“, meinte da der Knabe entschlossen, und ein Zug von Entfagung schlich in sein Kindergesicht, „dann will ich Karl, der so viele Opfer schon gebracht hat, nicht länger mehr kränken. Laßt mich ein Handwerk lernen. Es ist gleich, welches. Ich füge mich.“ —

Und dabei blieb es. Der junge Beamte war zwar über diese Wendung sehr erstaunt, aber es schmeichelte ihn, daß sich Eduard hatte bestegen lassen.

Nach vollendetem vierzehntem Lebensjahr kam der Knabe in eine Tischlerwerkstatt und widmete sich dort der Arbeit mit einem solchen Eifer und einer derartigen Hingabe, daß man absolut nicht annehmen konnte, daß er trotzdem noch andere Gedanken dabei hegte.

Als er Geselle geworden war, verbrachte er seine Abende meist in den Volksschulen und hatte so sein Wissen bereits ziemlich ausgedehnt, denn auch als kleiner Lehrling hatte er keine freie Stunde ungenützt gelassen.

Eines schönen Tages aber wurde er wegen Arbeitsmangels entlassen, und da sich auch vorläufig keine Aussicht bot, einen neuen Platz zu finden, verwunderte man sich anfangs nicht so sehr, als er jetzt ernsthaft mit seinem bereits vor langer Zeit gefaßten Plan heraustrückte, als Laienbruder in ein Kloster einzutreten.

Da Karl bereits verheiratet war und auch seine Frau eine Arbeitsstelle hatte, waren sie auf die Haushaltsführung der Mutter angewiesen und dieselbe daher versorgt. So ließ man den jungen Tischler ziehen.

„Und nie vergessen, das Ewige Licht nachzufüllen!“ rief ihm der Bruder noch halb spöttisch nach. Das war der Abschied. —

Nicht lange konnte den Patres die noch immer ungestillte Sehnsucht Eduards, Priester zu werden, verborgen bleiben, und nachdem er seine Profeß abgelegt und sich durch mustergültiges Betragen, äußersten Fleiß und tiefe Frömmigkeit ausgezeichnet hatte, veranstaltete Pater Rektor eines Tages eine umfassende Intelligenzprüfung an dem kleinen Tischlerlaienbruder. Dieselbe fiel über alles Erwarten gut aus und man beschloß

daher, ihn studieren zu lassen und zum Priestertum zu befördern.

Niemand war seliger als Eduard.

Er brauchte jetzt nicht mehr zu fürchten, seinen Bruder zu beleidigen, und konnte dennoch zum Ziele seiner Sehnsucht gelangen. Seine Heilandsliebe hatte ihm den rechten Weg gewiesen. Unter tiefer Demut hatte er sein glühendes Verlangen verborgen, unter rohen Lehrlingsipäßen sein reines Herz bewahrt; nun aber war ja all sein Sehnen so wunderbar gestillt worden.

Er, der schon glücklich gewesen wäre, dem Heiland als schlichter Laienbruder dienen zu dürfen, hatte eines Tages das hohe Ziel erreicht. —

Seine Beharrlichkeit war wunderbar gekrönt worden.



Monsignore Alois Mohn, Apostolischer Präfekt von Lydenburg.



Jangtsefluß im Winter. — Der Jangtsefluß, die Hauptverkehrsader in Zentralchina, hat zur Winterszeit stellenweise starken Eisgang. Der Strom entspringt im Tibetianischen Hochland in beträchtlicher Höhe und hat darum ein starkes Gefälle. (Fides.)

## Die Missionsarbeit am Weißen Fluß.

Im Novemberheft des letzten Jahrganges dieser Zeitschrift brachten wir die Mitteilung von der Eröffnung einer neuen Missionsstation am Weißen Fluß (White River) im nordöstlichen Teil der Präfektur Lydenburg. Über die dortigen Erstlingserfolge äußert sich Hochwürden P. Franz Tremmel in einem uns kürzlich zugegangenen Briefe: „... Am Weihnachtsfeste durften wir die erste Tauffeier erleben. Acht Katechumenen wurden in die Kirche aufgenommen; vierzig andere stehen in nächster Vorbereitung auf das Sakrament der Wiedergeburt. Sie lernen tapfer. In einer zwölf Meilen entfernten Außenschule haben wir 35 Kinder. Die Zahl der Heiden ist sehr groß, obgleich die protestantischen Sekten schon lange in dieser Gegend tätig sind und verschiedene Schulen errichtet haben. Da die Ansiedlungen der Schwarzen ziemlich weit auseinanderliegen, wäre es notwendig, daß

wir in der Mission ein Schülerheim erbauten; hiezu fehlen jedoch die Mittel. Das Türmchen unseres Kirchleins besitzt nicht einmal eine kleine Glocke.

Lezt hin fuhr ich mit dem Sohne des Häuptlings Mashito im Auto bis in die Nähe von Acornhoek. Bei dieser Gelegenheit sah ich ein schönes Stück unserer Präfektur. Die Bewohner der Gegend von Acornhoek, die wir besuchten, gehören zum Stamme der Mapulana, deren Sprache und Sitte auf Verwandtschaft mit den Bapedi hinweisen.

Hier am White River gibt es viele wilde Bienen. Bei einem Versuch, uns der Tracht eines solchen Volkes zu bemächtigen, erging es uns ziemlich schlecht. Wir mußten fliehen. Fast der ganze Schwarm fiel über uns her. Es sind schreckliche Wilde, diese südafrikanischen Zimnen...“

## Hilde stirbt...

### Ein Briefwechsel.

Liebe Mathilde!

Es ist elf Uhr nachts. Hilde ist eingeschlummert. Ich bin ganz allein bei ihr. Könntest du sie sehen, wie sie daliegt, tod-

weiß, nachdem das Fieber etwas gesunken ist. Das rötliche Licht der Nachtlampe liegt auf ihrem Gesicht. Es ist, als wäre ihre Seele schon in einer andern Welt.

Mathilde, ich kann und kann es nicht fassen, daß so viel Liebreiz rettungslos dem Tode verfallen soll. Da seufzt sie gerade. Die langen, braunen Wimpern zittern über den Augen. Sie hat fast den ganzen Tag geweint. Sie weiß es jetzt, daß sie sterben muß. Es war eine bittere Stunde. Ich durfte sie keinen Augenblick allein lassen. Wenn sie nur die Augen schloß, verlor sie den Halt unter sich, glitt sie in Abgründe. Jede Nacht leidet sie schon die Qual des Sterbens.

Da klopft ein Totenwurm im Holz. Der Pendel der Uhr geht mir durchs Mark. Er tickt einem furchtbaren Stundenschlag entgegen . . .

Du sprichst so gern von Vorsehung, Mathilde, die es immer gut mit uns Menschen meine. Was hat denn unser Kind getan, daß es in schönster Jugend sterben soll? Kann es Liebe sein vom Herrgott, wenn er eine Blume knickt, die mit jeder Faser in der Erde wurzelt? Tausende Elendskinder läßt er leben. Wo ist da Liebe und Gerechtigkeit?

Warum gab er uns noch dieses letzte, süße Kind? Wir hatten es weder gewünscht noch erbeten. Nun im nahen Alter nimmt er es uns wieder. Mit Hilde geht in unserem Leben die Sonne unter. Er weiß es und bleibt doch ungerührt von unserem Schmerz. Sie war so gut. Zu jedem Bettelkind auf der Straße war sie lieb. Den Bettler an der Tür nannte sie Bruder. Nie hat ein Christfest sie beglückt, wenn sie nicht vorher bei Tag und Nacht fürs Christkind gearbeitet hatte.

Und welche eine Zukunft lag vor ihr! Erbin meiner Schwester und der alten Firma Harfenloh. Christine war gestern hier. Sie ist in ihrer letzten Lebenshoffnung getroffen. War das Geschick nicht hart genug mit ihr, da es ihr den Erben versagte? Nun war Hilde ihre ganze Hoffnung. Wir haben sie von Anfang an treu mit ihr geteilt. Am Tage ihrer Mündigkeit wollten wir sie ihr bringen. Es wäre ein Opfer für uns gewesen. Aber was tut man nicht für das Glück seiner Kinder! Elternlos ist letzten Endes doch Verzicht.

Die Söhne bester Häuser bewarben sich schon um die Gunst des Hauses Harfenloh. Ich glaube, Hilde hatte schon gewählt. Du

kennst Joachim Lengemark, nach Geist und Seele einer der seltenen Menschen, auf die man ganz bauen kann. Nun Toten- statt Brautglocken.

Hilde murmelt im Traume . . . Sie schaudert vor dem dunklen Tor, vor Grab und Verwesung. Jetzt hebt sie matt die Hand. Die wird immer durchsichtiger. Vorhin zeigte sie sie mir: „Mutter, wo ist die, wenn die Rosen wieder blühen?“ Sie wird unruhig. Sie schlägt die Augen auf. Mich erstickt das Leid. Und kein Gott, der hilft.

Deine trostlose Elisabeth.

Meine Elisabeth!

Deinen Brief hat der Schmerz geschrieben. Ich leide ihn mit Dir. Auch den Jammer Deines Kindes kann ich ganz ermessen. Es ist der Blume hart, vom Lenzsturm hinweggerafft zu werden. Hilde ist eine der edlen



Auf Eisstraßen. — Der lange Winter in Nord-Korea schlägt die Flüsse monatelang ununterbrochen in Eis. Sie werden zu Eismegen, auf denen sich Leute ihr Brot durch Beförderung der Reisenden mittels Schlitten verdienen. (Zides.)



Flugbild von Kapstadt und dem Tafelberg.

Blumen, denen die Erdenluft zu rauh ist. Das weiß der gute Gott. Darum nimmt er sie vorsorglich in ein sonnigeres Reich. Er k n i c k t keine Blume, ob es die Menschen auch meinen.

Du hast meine junge Schwester Therese gekannt. Sie war auch zu zart für die Erdenstürme. Sogar die Sonne tat ihr weh. Weißt Du noch, wie schön sie dalag in ihrem weißen Kranze? Unserer Mutter hat das „Fiat“ Herzblut gekostet, aber sie hat es gesprochen. Sie kannte ihr Kind, und sie kannte den weisen Gott. Der tat Therese mit frühem Sterben wohlher als mit einem langen Leben. Sie hat damals wohl einen Spalt der Himmelstür hinter sich aufgelassen. Ich habe ihr immer nachschauen müssen. Besonders in Stunden froher Jugendlust kam mir allemal das Heimweh ohne Namen, ohne das wir Menschenkinder uns in den Tälern der Erde verließen.

„Ja, Elisabeth, Dein Schmerz ist groß. Aber ist der Schmerz nicht die Bedingung für jede Neugeburt? Du hast damals Hildes Leben hart erkaufte. Nun steht sie wieder vor einer Geburt. Diesmal verlangt der Herr-

gott ein Stück Deines Herzens. Versage es ihm nicht. Der andere Teil wird dann einmal leichter nachfinden.

Du grollst dem Himmel, daß er so hart mit Euch ist. Hilde war so gut. Elisabeth, zu gut für den lieben Gott? Vielleicht ist sie ihm für diese Welt zu schade. Er weiß allein, wie launig sie gerade mit ihren Glückskindern umgeht. Vom Himmel aus wird sie weiter die Kleinen und Armen liebhaben. Zu Weihnachten wird sie als Christkinds Helferin noch viel wissender, viel liebevoller und umfassender seine Brüder beglücken.

Ja, sie hatte eine barmherzige Seele. Aber warum denn bangt sie vor dem Richter? Sagt Gott nicht selber, daß die Barmherzigkeit erhaben ist über das Gericht, daß die Liebe alle Schuld bedeckt?

Sie würde schwer getragen haben, wäre ihr das Leben hier einmal dunkel geworden. Alles Rauhe und Lieblose tat ihr weh. Elisabeth, könntest Du einmal ihren Erdenweg um zwanzig Jahre voraussehen! Vielleicht würdest Du ihr frühes Heimgehen segnen. Umwege gehen wir Menschen alle.

Wie die Väter in der Wüste vergessen wir leicht über dem Wege das Ziel.

Ja, Hilde winkte ein Loß, um das Tausende sie beneideten. Alleinige Erbin eines reichen Hauses. Ach, Elisabeth, schon mancher hat gewähnt, in einem hohen Erdenglücke seine ganze Seligkeit zu umfassen. Ein Wetter, ein Blic, und sein Haus lag zertrümmert.

Weißt Du noch, wie wir Helene Reither zum Traualtare führten? Wo war ein Glück gleich dem ihren? Reich, geliebt, bewundert, beneidet, der Weg zu jeglichem Erdengenusse offen. Und heute schleppt sie sich mühselig von einem Meilenstein zum andern, arm und einsam, trotz Reichtum und Ansehen. Erst die Untreue und der Verrat der Menschen haben ihr als Halt und Leuchte den treuen Gott gezeigt. Sie frag einmal, was es ist um Menschenglück. Deine Hilde braucht nicht erst das Dunkel zu durchtasten, um Gottes Sterne zu sehen.

Du verdenkst es dem lieben Gott, daß er Euch mit Hildes Scheiden einsam macht. Wenn Ihr sie nun Tante Christel geschenkt hättet? Ist das Erbe der Harfenloh reicher als das, das Gott ihr geben will? Ist denn der Himmel Gottes ein Märchen für Kinder und eine Bertröstung für Einfältige? Menschen wandern aus in fremde Länder und errodern sich in Schweiß und Mühsal ein Stück Scholle. Widrigkeiten stellen sich ihnen feindlich entgegen. Sie grollen und klagen hinauf zu den Sternen um Erlösung aus dem Jammertale. Und doch deucht es ihnen dann das größte Unglück, wenn Gott ihr morsches Leben abbricht und ihnen ein neues baut — bei sich im Himmel. Und die Leute sagen voll Schaudern: „Er ist rettungslos dem Tode verfallen!“ Nicht: „Er ist glücklich dem Himmel verfallen.“

Und so muß Gott uns Menschenkinder schon in seinen Himmel zwingen, wenn uns das Leben in den Adern erstarrt und die Kommenden schon nachdrängen. Möchten wir nicht am liebsten immer unterwegs bleiben? Sind wir nicht Lügner, wenn wir ihm die Psalmen der Sehnsucht singen? Können wir es ihm verdanken, wenn er uns einmal an seinen Pforten pochen und warten lassen wird, bis das Heimweh nach ihm uns umgestaltet hat? Dann wird ein Tag in seinen Vorhöfen uns lieber sein als ta-

send auf der Erde, und unbegreiflich wird es uns scheinen, daß wir es nicht erkannten.

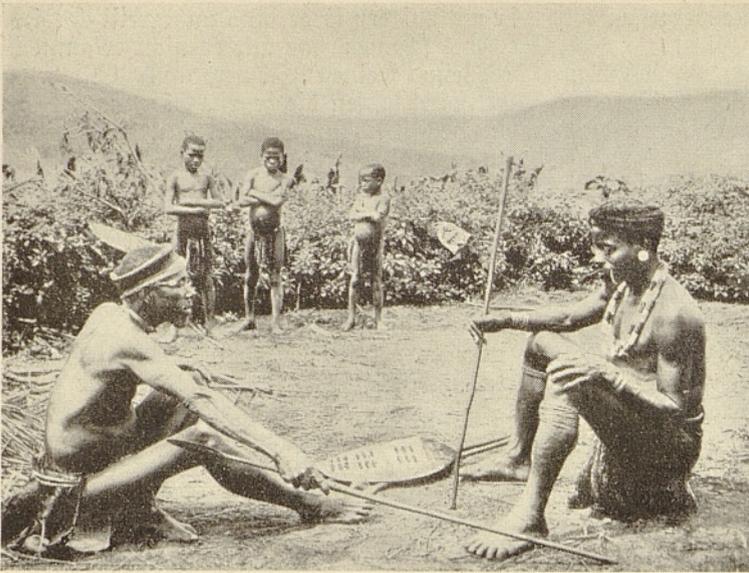
Weine Deinen Schmerz aus, Elisabeth. Er ist heilig, seit die hehrste Erdenmutter ihr einziges Kind an den bitteren Tod geben mußte.

Das ist das Leid, aus dem tiefe Erkenntnisse ausgehen, daß über irdischen Geschehen die „Tiefe der Weisheit und des Reichtums Gottes“ steht, die Hügel abträgt und Abgründe füllt zwischen diesem und ewigem Land.

Auch Christine ist trostlos. Dieser Schlag trifft ihren schönsten Lebensplan. Für Hilde hat sie gearbeitet. Nun hat ihr Leben seinen Zweck verloren. Ich war bei ihr. Mich fror in dem großen, leeren Hause. Elisabeth, warum ist es leer? Tausende kleiner Christusbrüder sind ohne Herberge und Brot und Kleid und Liebe. Nun klopfen sie wieder



Kaffernhirte. — Ein Angehöriger der in Südafrika so weit verbreiteten Hirtenstämme. Interessant ist sein aus Bast geflochtener Hut und sein weißer Überwurf. (Fides.)



Südafrikanische Zauberer und Medizinmänner. — Das Zauberwesen hat jüngst wieder den Tod verschiedener Eingeborener in Südafrika verursacht. Immer noch bildet in manchen Teilen Afrikas die Zauberei ein starkes Hindernis für Mission und Kultur. Es braucht noch viel Aufklärung und Unterweisung in der christlichen Sittenlehre. Auf unserem Bild gibt ein Zauberer seinem Kunden Unterweisung. (Fides.)

bei ihr an. Wird sie jetzt aufmachen und Platz schaffen?

Hilbe! Weißt Du auch, daß ich Dich beneide? Im Lenz zu sterben, ehe die Herbststürme kommen und der Reif allen Glanz zerstört! Wenn die mütterliche Erde Deine irdische Hülle als Samenkorn aufnimmt zu einem neuen, herrlichen Sommer, dann singst Du selbst schon über den Sternen „Laudamus“. Du magst Dir schon die Laute stimmen. Du hattest immer den feinsten Sopran im Chor. Wie wird das herrlich werden! Wenn wir einmal nachkommen, wirst Du uns den Willkommen singen?

Über eine kleine Weile — und wir sehen uns wieder! Grüße mir das schönere Land!

In Treuen

Tante Mathilde.

Tante Mathilde,

hier ist Deine kleine Hilbe noch einmal selber. Gest, da staunst Du. Ich bin ein Stündchen allein. Ich wollte es. Dein Brief an Mutter hat uns so belebt. Ich las ihn viele Male, und dann habe ich ihn durchlebt. Ich war wie ein junges Schwälbchen, das sich zwischen zwei Welten müde geflattert hatte und vor dem Absturz hangte. Da hat es die müden Flügel neu gereckt; nun steht es das erste Licht des neuen Landes.

Es war ja nur das erste jähe Erkennen, daß ich sterben sollte, das mich so verwirrte.

Mir war, als risse ein Unheimlicher mir grausam den geliebten Grund unter den Füßen weg und ließe mich in einen Abgrund gleiten. Dunkel in mir, über mir und vor mir; um mich Trauer und Tränen. Ein Schifflein, das vom Strande in düstere Wasser gestoßen wird, und am Ufer ringen liebe Menschen ihm die Hände nach.

Nun dämmt mir schon ein Ahnen auf, daß das Alte die Fremde war und das Neue die Heimat. Hätte ich das nicht immer wissen sollen? Man darf wohl die schöne Fremde lieben, aber man soll nicht traurig sein, wenn es in die Heimat geht.

Als ich diese Nacht wach lag und den weiten, hellen Himmel sah und von der Erde nichts als die zitternden Blätter des Ahorn vor meinem Fenster, da war mir jede Kluft zwischen dieser und jener Welt versunken. Wo die dunkle Erde den hellen Himmel berührte, begann eine leuchtende Welt der Ruhe. Ein friedliches Hingleiten — und ich wäre daheim gewesen. Erde und Leben schienen mir weit. Ich habe die Augen geschlossen und mich ganz an die tiefe Ruhe hingegen. Wo war der Stachel des Todes? Mich stach er nicht mehr. Das herrliche Wort trug mich wie ein Strom von Frieden: „Ich werde Dein Antlitz sehen; meine Seele wird gesättigt, wenn Deine Herrlichkeit sich mir enthüllt.“ Ich habe es mir zum Gedent-

spruch erwählt. Oh, haben wir es schon einmal zu Ende gedacht, Gott zu sehen, wie er ist?

Mein Lämpchen brennt nun hell und still. Ich hatte es unter Tränen angezündet, darum brannte es trübe. Wie klein und nichtig wird alles unter dem großen Blicke der Ewigkeit!

Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir mangeln . . .  
Hilfe.

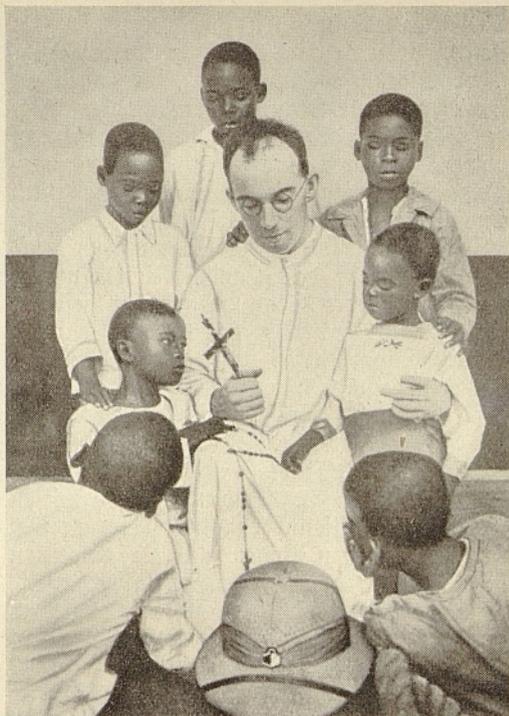
Nachschrift. Mathilde, unsere Hilfe ist nicht mehr. Im Morgenlichte von Allerheiligen ist sie wie ein müdes Kind hinübergegangen. Wir sind ergeben. Aber doch will der Schmerz uns ersticken.

Wir haben sie mit Myrten geschmückt. Sie liegt so friedlich da, als ob sie schlief. Die Kinder aus der Kolonie kommen in Scharen und bringen die letzten Blümchen. Der alte Höcker-Toni weinte wie ein Kind. Die lahme Liese schickte ihre einzige Linde. Wir haben einen Engel da oben, aber unser Haus ist leer und unser Alter einsam.

Was ist doch die Erde? Ich freue mich nun auch aufs Heimgehen. Es wird uns leicht werden. Was wir lieben, ist schon drüben.

Deine tieftrauernde, aber ergebene

Elijabeth.



„Christus ist für alle gestorben.“ — Wenn die Geschichte vom Kreuz anhebt, werden die wilden Jungen kleinlaut. Das Leiden des Herrn übt einen großen Eindruck auf sie aus. (Fides.)

## Der Ackerbau bei den Bapedi.

Von Br. August Gagol.

(Fortsetzung.)

Die Bapedi beschäftigen sich nicht nur mit Viehzucht, sondern treiben auch Landbau. Ursprünglich Hackbauern, haben sie sich seit der Einwanderung der Europäer mehr und mehr der Pflugkultur zugewendet.

Das von den Bapedi bewohnte Sekufuniland bildet den nördlichen Teil des Mittelburger und den nordwestlichen Teil des angrenzenden Lydenburger Distrikts der Transvaalprovinz. Das wellenförmige Gelände, das von Bachbetten durchschnitten und von Hügel- und Bergketten durchzogen wird, stellt den Übergang vom sogenannten Hochfeld zum Mittelfeld dar und flacht sich nach Nordwesten und Norden gegen das Tal des Elefantensflusses ab, des bedeutendsten Zuflusses des Limpopo, der sich in Portugiesisch-Ostafrika in den Indischen Ozean ergießt.

Obgleich die Gegend unweit des südlichen Wendekreises und somit an der Schwelle der heißen Zone sich ausbreitet, hat sie in den höheren Lagen von 1200 bis 1450 Meter über dem Meere ein gemäßigteres Klima, als die geographische Breite es erwarten ließe.

Wie in allen Länderstrichen an den Wendekreisen mit ihren Passatwinden, ist das Klima arm an Niederschlägen und meist jährlich kaum 60 Zentimeter Regenhöhe auf. Im Winterhalbjahr, von Mai bis September, sind bewölkte Tage selten; Regen ist da kaum zu erwarten. Im Sommer dagegen sind Gewitter, oft von Hagelschauern begleitet, häufig und nicht selten auch gefährlich. Die Regen kommen vom Indischen Ozean; ihre Menge nimmt mit der Entfernung von der Küste ab.

Die Bapedi brachten ihre gegenwärtigen Wohnsitze durch Eroberung in ihren Besitz. Jeder Stamm nahm in der Vergangenheit einem anderen Stamme sein Gebiet weg, der nicht stark genug war, es behaupten zu können. Daher mußte jeder Stammesangehörige ein Krieger sein, um das Besitztum seines Stammes zu verteidigen.

Der erste Besitztitel des Stammes erstreckt sich daher auf das Land. Nicht einzelne können Teile des Stammesgrundes besitzen, sondern alle haben gleiches Recht darauf. Jeder Stamm darf so viel davon benützen, als er braucht. Der Stammesfürst oder Oberhäuptling wies ehemals jeder Sippe ihre Bau-, Acker- und Weidegründe an; das Oberhaupt der Sippe verteilte das ihm zugewiesene Land an die einzelnen Familien und das Familienoberhaupt wiederum den ihm überlassenen Boden an die einzelnen Mitglieder seines Familienkreises. Die Weide wird nicht so scharf abgeteilt, sondern mehr gemeinsam benützt. Bodenpacht war und ist den Bapedi unbekannt.

Die Ansiedlung der Europäer in Transvaal hat die Verhältnisse sehr geändert. Ihr Landhungers hat die Eingeborenen in eine Lage der Abhängigkeit und Ohnmacht gezwängt. Allgemein ist die Klage, daß die in den Reserven ihnen zur Verfügung stehende Landfläche zu klein ist. Die sechs Millionen Eingeborenen der Südafrikanischen Union halten ein Fünftel und die ein-

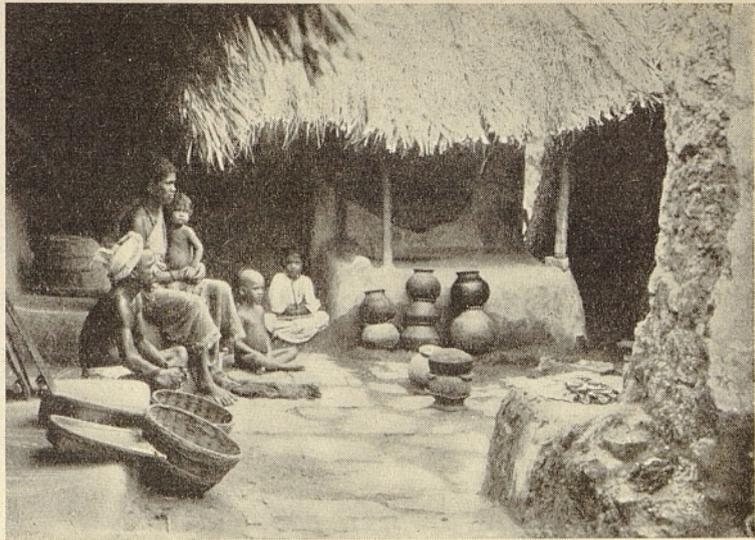
dreiviertel Millionen Weißen vier Fünftel des Landes besetzt. Auf einen weißen Farmer kommen 186 Morgen und auf einen eingeborenen Bauern zwei Morgen Grund. (Ein Apmorgen entspricht 8565 Geviertmetern.) Selbstverständlich haben die europäischen Siedler sich nicht die schlechtesten Gebietsteile ausgesucht, während einige der den Schwarzen zugewiesenen Striche teils ungesundem Klima aufweisen, teils ungeeignet sind zu lohnender Bewirtschaftung. In der Provinz Transvaal ist das Verhältnis noch ungünstiger als in der gesamten Union. Hier treffen auf eindreiviertel Millionen Eingeborene 5000 Geviertmeilen und auf 650.000 Weiße 105.540 Geviertmeilen Bodensfläche, das ist ein Verhältnis von 1 zu 11.

Nach Auffassung der Eingeborenen kann Land ebensowenig wie Luft, Licht und Wasser gekauft, verkauft oder verpachtet werden. Daher war die Idee des Einzelbesitzes dem stammesbewußten Schwarzen durchaus fremd. Es spielen aber auch religiöse Anschauungen in diese Frage hinein. Dem heidnischen Eingeborenen ist der Boden, in dem die Leiber seiner Ahnen ruhen, heilig, weil deren Geister noch immer da wohnen. Alles aber, was den Einklang zwischen den lebenden und abgeschiedenen Mitgliedern des Stammes stören kann, wird als ein Verbrechen betrachtet, das unglückselige Folgen heraufbeschwören muß. Wenn immer daher der Schwarze seines ursprünglichen Heimes



Zahnklinik in Natal. — Viel Leid und Weh wird von dieser katholischen Missionschwester gestillt, die in den Eingeborenen- vierteln der Mission Natal in Südafrika die Runde macht. Die Leute sind voll Dankbarkeit, und die selbstlose Hilfe führt manche zum Nachdenken: sie wollen mehr wissen von katholischer Glaubens- und Sittenlehre. (Fides.)

Ein Volk von fast 253 Millionen! — Auch diese Bauernfamilie im Innenhof ihres Hauses gehört zu jenem großen Volke. Nach der letzten offiziellen Zählung ist die Gesamtzahl der Bewohner Britisch-Indiens auf 252,837,778 gestiegen. Das bedeutet gegenüber der Zählung von 1921 einen Zuwachs von 34 Millionen und für die verfloßenen 50 Jahre ein Mehr von 99 Millionen. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß nur 28 Millionen Inder lesen und schreiben können. Katholiken gibt es zur Zeit in Indien 3,725,000 (1,47 Prozent vom Ganzen). (Fides.)



beraubt wird, fühlt er sich tief verletzt, selbst wenn man ihn materiell vollaus für seinen Verlust entschädigt, denn der neue Boden hatte für ihn nicht denselben geheiligten Wert wie der von den Vorfahren ererbte. Infolge des Landesgesetzes von 1913 mußten aber viele Eingeborene die angestammte Scholle verlassen, wo ihre Ahnen gelebt hatten und begraben lagen.

Der stammeseingeweihte Bapedi hat Pflichten gegen sein Familienhaupt, gegen seinen Sippenvorsteher und gegen den Oberhäuptling. Letzterer verlangt nicht viel von ihm. Er hat zu Beginn der Pflügezeit einen Tag lang auf dessen Feld zu arbeiten und nach der Ernte ein wenig Getreide abzuliefern als Beitrag zum Dankopfer an die Ahnengeister. Gelegentlich hat er noch mitzuhelfen am Bau von Straßen, Zäunen und Häusern. Das Haupt seiner Sippe verlangt mehr Feldarbeit. Kein Lohn wird dafür bezahlt oder erwartet.

Der rotbraune Boden des Sekukunilandes zeigt die gleiche chemische Zusammensetzung wie der Untergrund: Feldspat, Quarz und Glimmer. Merkwürdig ist das gänzliche Fehlen der Regenwürmer im Boden, der „wichtigsten Tiere der Erde“, dieser unvergleichlichen Humusbildner. Infolgedessen ist der Boden rauh und undurchlässig. Er ist nicht unfruchtbar, bedarf aber der Nachhilfe durch stickstoff- und phosphorsäurehaltige Düngemittel.

Die Bapedi haben stets Gewicht auf die gute Verwertung ihrer Felder gelegt, die ein Vertrauensamt des ältesten Bruders des Häuptlings bildet. Unter ihm steht der erste Morena, der gewissermaßen den Posten eines Feldbauinspektors bekleidet.

Trotzdem ist die Art und Weise der Ackerwirtschaft der Bapedi sehr rückständig. Als alte Hackbauern verwenden sie keinen Dünger, mag ihr Viehtraal auch schutthoch voll Mist liegen. Statt den bebauten Boden weiter zu pflegen und ertragsfähig zu erhalten, ziehen sie häufigen Wechsel der Anbaufläche vor. Sie schützen ihre Felder nicht vor der ausnagenden und abspülenden Wirkung heftiger Gewitterregen, die große Mengen fruchtbaren Grundes fortschwemmen. Ferner zerstören ihre jährlichen Steppebrände das Buschholz der Gegend, das sonst eine Art Schutzwehr gegen Abschwemmung der Ackerkrume bildet. Ihre unsachgemäße Bewirtschaftung des Bodens, die nicht die besten Lebensbedingungen für die anspruchsvolleren Kulturpflanzen schafft, fördert das Wachstum und die Überhandnahme der anspruchsloseren Unkräuter. Außerdem haben die Bapedi zu wenig oder zu selten, meist nur einmal während der Wachstumszeit, so daß ihre Felder immer voll Unkraut stehen, das der angebauten Frucht die Säfte entzieht und stets Zeit gewinnt, seinen Samen zur Reife zu bringen. Bei der Frühjahrspflanzung pflügen sie nicht

sorgfältig und tief genug. Die Folge davon ist geringe Aufnahmefähigkeit des Bodens für die Feuchtigkeit und ungenügender Umbruch der mit Unkraut bestandenen Ober-schicht. Weiters säen sie Mais und Negerhirse zu dicht, so daß die stark wuchernden Pflanzen sich nicht voll entwickeln und einen guten Ertrag abwerfen können.

Die rückständige Arbeitsweise der Bedibauern läßt die Landknappheit um so fühlbarer erscheinen. Doch können sie von den weißen Farmern, zumal den Buren, auch nicht viel lernen. Ihre Bodenarmut wird sie aber vielleicht allmählich zu sachgemäßere Bewirtschaftung führen. In der Tat fangen einzelne an, Dünger unterzupflügen.

Die Bapedi bauen Kolbenmais und Büschelmais (Negerhirse, Durra), Erdnüsse, Kürbisse, Zuckerrohr, Bohnen, Wassermelonen und neuerdings auch Kartoffeln und Weizen. Die lästigsten Unkräuter in den Feldern sind die mexikanische Samtblume (*Tagetes erecta*), ein Korbblütler, und die Matabeleblume (*Striga lutea*), sowie Isona, Rotblume und Hexenkraut genannt, ein Schmarotzergewächs mit schöner scharlachroter Blüte.

Pflüge wurden bei den Bapedi in den Jahren 1863 bis 1865 eingeführt. Das Pflügen ist Sache der Männer. Des harten

Bodens wegen werden bis zu zwölf Ochsen vor den Pflug gespannt. Die übrige Feldarbeit wird von den Frauen geleistet, die sich einfacher Hauen bedienen.

Keinem Eingeborenen ist es gestattet, mit dem Pflügen zu beginnen, ehe nicht der Häuptling die Erlaubnis dazu gegeben hat. Wer sich gegen diese Stammesvorschrift vergeht, hat zu gewärtigen, daß ihm Vieh abgenommen wird, das in den Kraal des Häuptlings wandert. Wenn die ersten Regen gefallen sind (gewöhnlich im Monat Oktober), ist es Pflicht des ersten Morena, den Oberhäuptling aufzusuchen und ihm mitzuteilen, daß der Stamm das Befehlswort erwarte, mit dem Pflügen beginnen zu dürfen. Dann wird der Oberhäuptling alle Männer zu einer Versammlung einberufen und nach Rücksprache mit seinen Räten einen Tag bestimmen, an dem das Pflügen beginnen soll. An diesem Tage werden alle verfügbaren Pflüge mit den Ochsen gespannt versammelt, um das Umbrechen der amtlichen Felder des Großhäuptlings vorzunehmen. Wer durch eigene Schuld an dieser Stammeshandlung nicht teilnimmt, vergeht sich gegen des Großhäuptlings Würde. Damit gilt die allgemeine Pflügezeit als eröffnet. (Schluß folgt.)

## Br. Andreas Schwingshackl †.

Am 13. November des verflossenen Jahres meldete ein Telegramm aus Lydenburg den Tod des tüchtigen Laienbruders A. Schwingshackl. Er war am 26. Oktober 1895 in Welsberg, Bistum Brixen, geboren, trat im Herbst 1921 in das Noviziat zu Milland ein und wirkte seit 1925 in der Präfektur Lydenburg, Südafrika. Sein hauptsächlichstes Arbeitsfeld bildeten die Missionsfarmen in Maria-Trost und Glen

Comie. Der Heimgegangene genoß stets die besondere Wertschätzung seiner Mitbrüder wie auch seiner Oberen; denn er war ein fleißiger Arbeiter, ein gewissenhafter Ordensmann und ein goldlauterer Charakter. Allzufrüh hat ihn ein inneres Leiden der Mission entrisen. Sein Andenken wird nicht nur im Kreise der Mitbrüder, sondern auch der Eingeborenen weiterleben.

R. I. P.

## Umschau.

### Helden in Schnee und Eis.

Einem aus ihnen, P. Stephan Bazin, Missionär auf Igulik — 70 Grad nördlicher Breite — ist es gelungen, den Bericht, den er im Juli 1933 begonnen und im April 1934 zu Ende geführt hat, seinem Bischof

zu übersenden. Erzellenz Turquetil, der bekannte Polarbischof, erhielt den Brief im August und stellte ihn uns zur Verfügung.

Es spricht aus ihm ein solch schlichter, selbstverständlicher Heldenmut, daß wir ihm nichts hinzuzufügen haben. Am

24. Juli 1933 hatte P. Bazin wieder seine Messe gefeiert in der armjeligen Bretterhütte, die ihm als Kapelle, Wohnung und Vorratsraum für den Winter diente. Da brach Feuer aus, ein rasender Sturm setzte ein, es gab keine Möglichkeit zum Löschen. Gerade konnte der Priester noch die drei konfektierten Hostien bergen, die er im kleinen Tabernakel verwahrt, und nach dem Gebetbuch in der Eskimosprache greifen. Im Augenblick war die Arbeit von drei vollen Jahren vernichtet. Kein Brevier mehr, keine Meßgeräte mehr, aber auch nichts mehr zum Essen und allein auf der Insel! Es können 8 bis 14 Tage vergehen, bis Eskimos kommen.

Sie kamen indes schon zwei Tage darauf. Einer hatte den Brandgeruch wahrgenommen — auf 15 Kilometer Entfernung von der Insel. Sie nehmen den Priester mit sich. Er besucht zwei Niederlassungen und kehrt wieder auf Igulilik zurück. Unter den Überresten der Hütte sucht er nach Holzteilen, die nicht zu stark verkohlt sind, und macht sich, einen Monat nach dem Brand, an den Bau einer neuen Hütte. Er bedeckt sie mit Walroßfell; die ausgespannten Gedärme der Tiere dienen als Fenster, die schwach das Tageslicht durchlassen. Wenn nur die Hunde nicht so häufig diese appetitlichen Fenster aufzehren würden! Eine ärmliche Behausung, meint der Bauherr mit der Einfachheit, die Leute seines Schlags auszeichnet, aber nächstes Jahr kommt der Ausbau . . .

Er fischt, legt die Fische auf die Seite für die schlimme Jahreszeit und schreibt an dem Brief weiter, der weiß Gott wann in die Hände des Bischofs kommt.

In den ersten Septembertagen — der Missionär ist gerade von Igulilik fern — fährt ein Schiff vorbei. Es hält sogar einige Stunden. Aber die Eskimos verstehen kein Englisch und die Besatzung kein Eskimo, und der Missionär ist aufs neue in der entsetzlichen Einsamkeit. An Mut fehlt es ihm nicht, auch nicht an Humor, um den schlimmen Dingen eine gute Seite abzugewinnen. Er hat aus dem Brande nur die Soutane gerettet, es wird kalt. Bis es gelingt, ein Renttier zu schießen, um sich aus dessen Fell ein warmes Kleid zu machen, muß er Kleider und Decken von



Roque Lui, ein chinesischer Priester der Diözese Macao, wurde zu einem Kranken gerufen und fiel dabei in die Hände der Räuber. Erst nach 20 Tagen wurde er freigelassen. Der Priester kann sich den Gesinnungsumschwung der Banditen selbst nicht erklären, nachdem sie zuvor immer auf einem hohen Lösegeld bestanden hatten. Er schreibt seine Befreiung der Fürbitte der hl. Theresia vom Kinde Jesu zu.

den Eskimos borgen und damit — deren Läuse.

Die Gesundheit hält glücklicherweise stand. Die Nahrung ist sehr schlecht und manchmal kommt ihn die Lust an, ein gutes Frühstück wie in seinem fernen Burgund zu bereiten. Er legt ein halb Duzend der unförmlichen, halbverkohlten Bohnen auf den Kof, wie er sie nach dem Brand aus der Asche gezogen hat. Er schließt die Augen und findet sie ausgezeichnet.

In Schnee und Eis begraben mit seinen Eskimos, ist der Priester darauf bedacht, sie zu unterrichten. Unermüdlich bringt er den Jungen den Katechismus bei, damit diese ihn ebenso rasch wieder vergessen. Er muß den Alten den Kopf zurechtrücken, die sich ein Christentum nach ihrer Art zurecht-

gelegt haben. Keine Messe, kein Brevier, keine Lektüre, auch keine Kommunion.

Kann man überhaupt die namenlose Einsamkeit in Worte fassen, in der der junge Missionär lebt? Seit vier Jahren ist er in Iqulit, kaum zwei- oder dreimal hat er Weiße gesehen. Er hat keine Nachrichten mehr, seit wann? Er erinnert sich an den letzten Brief, den er erhielt — mit einem Jahr Verspätung. Er enthielt die Mitteilung vom Tode seiner alten Mutter. 1933 geht zu Ende. Frühjahr 1934 ist er auf Besuch bei den Missionären von Repulse Bay, die ihm eine tröstliche Nachricht verkünden. Der Bischof hat seine Mission Iqulit anerkannt — er weiß noch gar nicht, daß der Brand dort ausbrach — und will ihn alle zwei bis drei Jahre mit dem „Pius XI.“, dem Missionsboot, ver-

proviantieren. P. Bazin schreibt seinen Brief zu Ende, den er seit bald neun Monaten mit sich herumträgt, und schießt ihn ab. Dann geht's wieder auf den Posten zurück; 960 Kilometer mit dem Schlitten im Schnee. Kaum hat Bischof Turquetil den Brief seines armen Missionärs in Händen, entschließt er sich, ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit muß der „Pius XI.“ auslaufen. Er verläßt Churchill am 27. August. Da setzt der Sturm ein, das Boot wird eine Zeitlang im Eis eingeschlossen, und am 3. Oktober kehrt der Kapitän wieder in den Hafen zurück. Sein Schiff hat durch das Packeis gelitten. Die Reise wird erst zu Beginn der schönen Jahreszeit möglich sein und P. Bazin — muß einen fünften Winter allein auf Iqulit zubringen . . .

## Im Banne der Ngil.\*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Skolaster. (Fortsetzung.)

„Die Feindschaft wird aufhören. Und hört sie nicht auf, so magst du wissen, daß ich dich mehr liebe als Vater und Mutter und den ganzen Stamm der Malimba.“

„Auch ich liebe Misa wie eine Schwester und werde nie vergessen, daß du mich aus der Gewalt des Ngil befreit hast.“

„Ich will nicht deine Schwester sein, sondern . . . wenn ich bei dir bin, . . . dein Weib . . . wird Friede sein zwischen den Banoho und den Malimba.“ Nun war es heraus, das Geständnis ihrer ersten, jäh erwachten Leidenschaft. Ntongas Erscheinen hatte die Binde der Kindheit von ihren Augen gelöst. Sie, die trotz ihrer siebzehn Jahre jeden Jüngling wie ihresgleichen zu behandeln gewohnt war, fühlte zum erstenmal, daß sie Weib war.

In Ntongas Brust wogte ein furchtbarer Kampf. Vor ihm stand ein Mädchen, jung und schön, eines Häuptlings Tochter. Von ihrer Geisteskrankheit hatte er nichts vernommen. Wie sollte er eine Ahnung davon haben, da sie handelte und redete wie jeder andere Mensch? Stürmischer fühlte er sein Herz hochen, je länger er dem Mädchen gegenüberstand. Greif zu! rief das Herz, sie

hat dein Leben gerettet, es gehört ihr. Willst du so töricht sein, die Lehren jenes Weißen zu befolgen, obgleich du kein Christ bist? Wer weiß, ob es wahr ist, was er sagte? Alle schwarzen Männer streben danach, mehr als eine Frau zu besitzen. Willst du die einzige Ausnahme sein? Ansehen und Ehre stehen dir in Aussicht. Wenn du Misa besitzt, wird es dir leicht sein, Gesa zu erringen.

Das Mädchen sah, daß der Jüngling mit sich kämpfte; sie fühlte, daß es ihm schwer wurde, ihrem Wunsche nicht zu willfahren. Noch einmal begann sie:

„Fürchte nicht, daß ich die Erwählte deines Herzens verdrängen will. Halte sie, wie es dir beliebt. Kann ich dein Weib nicht sein, . . . lieber . . . deine Freundin . . . als das Weib eines andern . . . Ich will in deinem Hause wohnen, für dich jagen . . . Willst du?“

Ntonga fühlte, daß seine Widerstandskraft vor dieser Gewalt dahinschwand wie der Regenbach in der Trockenheit. Wie gebannt hing sein Blick an ihrer herrlichen Gestalt. Seine Arme streckten sich, sie an sich zu ziehen. Er tat es nicht. Mit einem Ruck wandte er sich von ihr ab. Sie vertrat ihm den Weg.

„Geh nicht fort“, bat sie, „oder . . . nimm mich mit dir.“

„Nein“, sprach er, „es kann, es darf nicht

\* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

sein. Was das Heidentum erlaubt, ist vor Gott verboten. Verlange nicht von mir, was ich nicht tun darf ..."

Die Stimme versagte ihm. Kein Wort des Abschieds wurde gesprochen. Ohne sich umzuschauen, schritt er eilig zum Strand hinab.

Ne wartete sehnsüchtig auf Mtongas Rückkehr. Die Nachtstille, mit der er auf der Lauer lag und auf jedes Geräusch horchte, das von der Insel kam, schläfernte ihn ein. In seiner Einsamkeit wurden die Minuten zu Viertelstunden. Der Mond stieg höher und höher. Mtonga kam nicht. Die Müdigkeit lag Ne wie Blei in den Gliedern. Da er in seinem Schlupfwinkel vor Entdeckung sicher war, streckte er sich im Kanu aus, um ein wenig zu ruhen. Arbeit gab es in — der Nacht ohnehin noch genug. Schließlich war es gleich, ob er saß oder lag, wenn er nur die Ohren offen hielt. Doch der leichte Schleier, der sich auf seine Augen legte, deckte auch die Ohren zu. Das eintönige Gurgeln der Wellen am Strande klang wie ein Schlummerlied. Ne schlief, nach der geleisteten Arbeit begreiflich, wie ein Toter.

Mtongas Kampf mit den Malimba machte so wenig Lärm, daß er die Ruhe des Schlafers nicht störte. Das Geschrei auf dem weit entfernten Dorfplatz war im Rauschen der Baumkronen und Plätschern des Wassers kaum vernehmbar. Auch das Gespräch der Männer, die nach Schluß der Versammlung im Kanu nach Hause zurückkehrten und kaum zwei Meter an ihm vorbeifuhren, weckte ihn nicht. Erst als das Gewitter über der Insel stand, schreckte ihn ein krachender Donnerschlag auf.

Erstaunt rieb er sich die Augen. Er brauchte einige Zeit, ehe er wußte, wo er sich befand. Nun bestiel ihn die Angst um Mtonga. Wo war er geblieben? Warum kehrte er nicht zurück? Hatten ihn die Malimba gefangen? War er mit einem Kanu des Dorfes heimgefahren, weil er das Versteck nicht wiederfand?

Der Regen rieselte in dicken Strähnen auf ihn herab und hief ihn an sich selber denken. Das Blätterdach, das sich über ihn wölbte, war nichts weniger als wasserdicht. Er zog sein Leopardenfell über den Kopf, um sich zu schützen. Vor der Kälte schützte



Roque Lui in dem Zustand, in dem er von den Christen aufgefunden wurde. (Fides.)

es ihn nicht. Er schlang die Arme um die Knie und presste die Beine gegen den Leib, um dem Unwetter möglichst wenig Angriffsfläche zu bieten, und doch fror ihn, daß er zitterte.

Im stillen vermünschte er das ganze Unternehmen. Daß der Häuptling aber auch gerade ihn schicken mußte! Für einen alten Menschen war es entschieden am schönsten unter seinem eigenen Dach. Wie behaglich ließ es sich träumen neben dem wärmenden Feuer, wenn der Regen gegen die Wände klatschte! Nun würde er, wie schon oft, wochenlang Reißen in allen Gliedern spüren, das sich durch die wärmsten Umschläge nicht vertreiben ließ. Es waren doch genug andere da, jünger als er und besser geeignet für solche Aufträge.

Seine üble Lage ließ ihn vergessen, daß er sich selbst für die Erkundungsreise angeboten hatte.

Sobald der Regen nachließ, schob er sein Kanu ins Freie. Er mußte Bewegung haben, wollte er nicht ganz erstarren. Er

fuhr ein Stück stromaufwärts, bis das Wasser auf seiner Haut zu dampfen begann. Allmählich lichtete sich der Himmel. Der Stand des Mondes sagte ihm, daß etwa drei Viertel der Nacht vergangen waren. Noch hatte er Zeit, auf Ntonga zu warten. Er blieb so weit von der Insel entfernt, daß er den Landungsplatz gerade noch sehen konnte, ließ sich von der Strömung treiben und kehrte wieder um.

Die Zeit verrann. Wenn Ntonga nicht bald kam, mußte er ohne ihn heimwärts ziehen. Er entschloß sich, noch dreimal hin und her zu fahren. Länger durfte er nicht zögern. Doch siehe! Trat dort nicht soeben eine Männergestalt auf den Strand hinaus? Er legte die Hände als Schalltrichter an den Mund. „Ntonga?“ rief er fragend. Der Jüngling winkte ihm Antwort. Wenige Ruderschläge brachten das Kanu ans Ufer. Ntonga stieg ein und ergriff sein Ruder.

„Du blutest“, sagte Nse erstaunt. „Was hat's gegeben?“

„Es ist nichts von Bedeutung“, entgegnete Ntonga. „Nur schnell fort; der Ngil der Bakoko ist hier. Auf dem Wege erzähle ich dir alles.“

Sie fuhren mitten in den Strom und schwangen die Ruder in schnellem Takt. Aber Ntonga hielt es nicht lange aus. Mit einem tiefen Seufzer hielt er in der Arbeit inne.

„Ah, Nse, ich kann nicht mehr. Meine Kraft ist zu Ende.“

„Leg dich nieder und schlaf! Die Strömung treibt uns genug. Ich habe die halbe Nacht geschlafen und bin frisch. Ich will's schon allein machen.“

Als der Morgen heraufdämmerte, schwamm das Kanu auf hoher See dem Süden zu.

Aber Ntonga hat seinem Reisebegleiter doch nicht alles erzählt, was er bei den Malimba erlebte.

\*

Wie eine aus Erz gegossene Statue stand Misa zwischen den Kassadaftauben, geisterhaft vom Licht des Mondes umflossen. Sie sah nicht, wie der Jüngling sich entfernte.

Zu überwältigend war die Enttäuschung, zu unbegreiflich, was sie gehört. Sie hatte gehofft, daß Ntonga sie mit Freuden in sein Haus führen werde. Diese Hoffnung war jäh zerstört. Sie warf sich zu Boden in wildem, ungezügelmtem Schmerz. Ein grenzenloses Weh slutete durch ihr Herz. Sie preßte die Hände gegen den Kopf. Ihre Glieder zuckten, das Herz hämmerte zum Zerspringen, aber keine erlösende Träne trat in ihre Augen.

Die Nachtluft war kühl, der Boden feucht. Ein kalter Schauer ging durch ihren Körper und nötigte sie, aufzustehen. Völlig geistesabwesend schritt sie dem Dorfe zu.

Als ihr das Bewußtsein wiederkehrte, erwachte auch das Verlangen nach Mitteilung und Trost. Ihrem Zwilling Bruder wollte sie alles offenbaren. Der würde sie verstehen. So kam sie an das Gefängnis; aber ihr Bruder stand nicht davor. Erst jetzt erinnerte sie sich an den vorher stattgefundenen Kampf. Sie trat in die Hütte. Dort lag ihr Bruder am Boden, regungslos. Sie hob das Messer auf, das am Boden lag. Im Scheine des Mondlichts, das durch die Tür der Hütte drang, sah sie, daß Blut daran klebte. „Ntonga hat den Zwilling ermordet“, seufzte sie mit dem Mitleid eines Kindes, das seiner Puppe den Kopf zerschlagen hat. „Ich gab ihm das Messer dazu.“ Es war ihr eine Tatsache, die sie weiter nichts anging und keine besondere Teilnahme verlangte. „Ich will es dem Vater erzählen.“

Sie schritt zur Häuptlingshütte und schob die Rindentür zur Seite. „Vater, Vater!“ rief sie, „Ntonga hat den Zwilling umgebracht.“

Isaue fuhr aus dem Schläse auf. „Was sagst du?“ fragte er. Alles blieb still. Wer sprach da von Ntonga, von Mord? Er erhob sich, sah die Tür offen und trat ins Freie. Niemand war zu sehen. Also war es doch nur ein böser Traum. Aber er erinnerte sich, daß er die Tür am Abend verschlossen hatte. Er rief seinem Sohne, und als er keine Antwort erhielt, ging er zur Hütte hinüber, wo Ntonga bewacht wurde.

(Fortsetzung folgt.)